

HERMYNIA ZUR MÜHLEN

ngiyaw  eBooks

DER FREMDE GOTT

Hermynia Zur Mühlen

Der fremde Gott

Erzählung

Aus: Die Erde, Politische und kulturpolitische
Halbmonatsschrift, Herausgegeben von Walther
Rilla, Heft 13, 1. Jahrgang, 1. Juli 1919, Verlag Die
Erde, Breslau

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Der fremde Gott

Väterchen Zar hatte Akim Ivanowitsch zu den Waffen gerufen, und dieser war dem Rufe gefolgt. Ungern; dies aber nicht deshalb, weil er das Entsetzen des Krieges fürchtete, auch nicht, weil er um sein Leben besorgt — an derlei dachte er gar nicht — sondern weil auf den Feldern die Arbeit in vollem Gang war und man das heiße Wetter hätte ausnützen müssen; wer weiß, wie lange es anhält? Wenn die Großen der Welt schon Krieg führen wollen, so sollten sie es doch lieber im Winter tun, wo der Bauer ohnehin keine Arbeit hat und müßig und stumpf auf der Ofenbank hockt.

Man sprach im Dorfe gar manches vom Krieg und gegen wen eigentlich gekämpft wird; einige behaupteten, die Japaner seien ins Land eingedrungen, andere, die Türken; der Pope meinte, es gehe wider die Juden; bloß der Starost schien wohl unterrichtet und wußte, die Deutschen hätten den Krieg erklärt, wollten Väterchen Zar absetzen und sie alle zu Sklaven machen. Die Weiber weinten, als ihre Männer und Söhne von dannen zogen, beruhigten sich aber bald

wieder; es ist eben der Wille Gottes, dagegen läßt sich nichts tun.

Auch Akim Ivanowitsch verließ gleichmütig und gelassen sein Heimdorf; der Krieg wird ja bald zu Ende sein und er wieder heimkehren dürfen.

Erst als er die Stadt erreichte, ward ihm unheimlich zu Mute. Die vielen Menschen, die Teufelswagen, die schrill schreiend ohne Pferde durch die Straßen rasten. Und wie unfreundlich die Leute waren, kein einziger blieb stehen und fragte: »Nun, Akim Ivanowitsch, wie geht es Dir, wie steht die Ernte?« Auch viele Gauner gab es hier, gleich am ersten Tag wurde ihm die Börse gestohlen, und es waren zehn ganze Rubel drin gewesen.

Das Allerärgste aber war der Drill, das stundenlange Exerzieren auf dem Kasernenhof. Und was die Leute alles verlangten! Sauber mußte er sein, seine Waffen blitzblank halten, genau in Reih und Glied hineinpassen; lauter anscheinend gar unwichtige Dinge, denn man geht doch in den Krieg, um zu töten, und das kann man auch in verschmierten Kleidern, mit schmutzigen Waffen.

Im Anfang dachte Akim Ivanowitsch oft darüber nach, weshalb er denn eigentlich Menschen töten solle, die er gar nicht kennt, und die ihm kein Leid zugefügt

haben. Was waren die Deutschen! Sie lebten weit im Westen, redeten eine häßliche, unverständliche Sprache, liebten die Reinlichkeit und waren Ungläubige — ist denn all dies Grund genug, um sie zu töten? Und weshalb wollen sie in Rußland einfallen, sie haben doch ihr eigenes Land zu bebauen, auch bei ihnen ist Erntezeit und die Männer nötig auf dem Feld? Er haßte die Feinde nicht, empfand vor ihnen auch keinerlei Furcht, sie deuchten ihn bloß seltsam und unverständlich.

Endlich wurden die Rekruten entlassen und dessen war Akim Ivanowitsch froh; ärger konnte es im Kriege auch nicht sein, als in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz.

Gar bald jedoch erkannte er seinen Irrtum; er durchlitt die Qual der endlosen Märsche unter glühender Sonne, unter peitschendem Regen, die kurze Rast, die nur noch müder macht, Hunger und folternden Durst und endlich auch die Hölle der Schlacht; die Flucht, das rasende Zurückweichen, die tödliche Angst. Dann wieder Märsche, neue Schlachten, neues Entsetzen.

Allmählich stumpfte er ab, empfand nur mehr Müdigkeit, bleierne Müdigkeit und nagenden Hunger. Auch Mitleid mit den Verwundeten und Toten, selbst

mit denen der Feinde. Sie waren ja eigentlich ganz wie die Russen, wenn sie stöhnend oder steif und starr auf der Erde lagen, und die spärlichen Gefangenen wurden nach einiger Zeit ganz zutraulich und freundlich und lernten russische Worte, die sie mit viel Stolz und einer furchtbaren Aussprache herauswürgten.

Auch Akim Ivanowitsch hatte einen Gefangenen gemacht; freilich war dies keine große Heldentat gewesen, der Mann lag mit einem Beinschuß auf der Erde und Akim Ivanowitsch hatte ihn auf den Rücken geladen, weil er ihm leid tat — erst später machten ihm die anderen klar, daß er etwas Großes geleistet und sich ums Vaterland verdient gemacht habe. Er wurde stolz auf »seinen« Gefangenen und gewann ihn sogar lieb, gab ihm von der eigenen kärglichen Ration gar manches ab und erlaubte niemand, ihn zu quälen.

Erst war der große, blonde Ostpreuße mürrisch und verschlossen, als er jedoch merkte, wie gut der russische Bauernjunge es mit ihm meine, wie er ihm Arzt und Pflegerin schickte, wenn die Schmerzen im Bein gar zu arg waren und ihn oft mit guten, freundschaftlichen Augen anblickte, da taute er auf, versuchte ein wenig Russisch zu erlernen, um mit seinem Beschützer plaudern zu können.

Viele seiner Worte verstand Akim Ivanowitsch

nicht, insbesondere das eine, das in Jochems, des Ostpreußen, Reden immer wieder vorkam: die Disziplin. Fragte Akim Ivanowitsch, wie es komme, daß die Russen so oft geschlagen werden, so erwiderte Jochem in seinem gebrochenen Kauderwelsch: »Bei uns Disziplin!« Und wenn er versuchte, dem Kameraden von seiner deutschen Heimat zu erzählen, wie sauber und ordentlich und geregelt alles sei, so kam zur Erklärung wieder das Zauberwort: »Weil bei uns Disziplin.«

Akim Ivanowitsch bemerkte den andachtsvollen Ton, in dem das seltsame Wort ausgesprochen ward, und verfiel auf den Gedanken, dies sei der Name des fremden Gottes, dem diese Ungläubigen dienten und der ihnen erfolgreich in allen Schlachten beistand. Und aus Freundschaft für den Kameraden machte er stets eine andachtsvolle, kleine Verbeugung, wenn dieser das heilige Wort mit merkwürdig zischendem Laut hervorbrachte, wie er es daheim getan, wenn der Name des rechtgläubigen Gottes oder der Gottesmutter genannt wurde.

* * *

Inzwischen hatte sich gar vieles im heiligen Reiche Rußland ereignet. Väterchen Zar war abgesetzt

worden, fremde Männer traten an seine Stelle, die allerorten laut verkündeten, daß alle Menschen Brüder seien, es keinen Unterschied mehr gäbe und auch die Armen von nun ab ein sorgloses Leben führen würden, wie früher die Herren.

Akim Ivanowitsch freute sich sehr; nun wird er die Kuh und das zweite Pferd bekommen, die er schon immer gebraucht, und Mütterchen Anastasia wird die alten, müden Knochen endlich ausruhen können. Auch dieser schreckliche, törichte Krieg wird aufhören, denn wenn alle Menschen Brüder sind, so sind es die Deutschen ebenfalls, folglich darf man sie nicht mehr töten. So dachte Akim Ivanowitsch, denn er war ein einfältiger, schlichter Bauer.

Sein Freund schien von der ganzen Sache, so weit er sie verstand, weniger begeistert; es kam Akim Ivanowitsch vor, als finde jener die Absetzung des Zaren nicht richtig, er murmelte etwas von Disziplin und schaute erstaunt drein, als wäre ihm das Ganze unfaßlich. Daß alle Brüder sein sollten und es keinen Unterschied zwischen Arm und Reich mehr gibt, gefiel ihm weit besser, auch mit einem baldigen Kriegsende zeigte er sich einverstanden.

Inzwischen war auch sein Bein geheilt und er sollte mit dem nächsten Gefangenentransport ins Innere des

Landes gebracht werden. Als er dies erfuhr, begann er Akim Ivanowitsch, der zuweilen die Gefangenen überwachen mußte, zu bestürmen, er möge ihm Gelegenheit zur Flucht geben. Akim Ivanowitsch hatte nichts dagegen; weshalb sollte der arme Tropf noch viele hundert Werst durchs Land marschieren, da doch in wenigen Tagen Friede geschlossen wird ?

»Gott mit Dir!« — sagte er in einer dunklen stürmischen Nacht zu Jochem und legte ihm den eigenen Mantel um die Schulter. — »Vergiß nicht Deinen Kameraden zu sagen, daß wir nun alle Brüder sind.«

Der Deutsche nickte, drückte heftig die Hand seines Retters, der über ihn ein Kreuz schlug, und er entschwand in der Dunkelheit.

* * *

In Akim Ivanowitsch' Regiment gährte es bedenklich. Wenn sie nicht mehr Väterchen Zar zu beschützen haben, wenn alle Menschen Brüder sind, weshalb entläßt man denn die Soldaten nicht? Der Schnee wird bald schmelzen, die Felder müssen bestellt werden; warum zwingt man sie noch immer in diesen feuchten, kalten Erdhöhlen zu hausen! Der Feind selbst scheint ja vernünftiger zu sein; von drüben

— sie liegen einander sehr nahe — fällt seit Tagen kein Schuß mehr; sicherlich machen sich die bereit, in die Heimat zurückzukehren, sind nur noch hier, weil bei den Deutschen überhaupt alles umständlich ist, nach einer schier unfaßbaren, unheimlichen Ordnung geht.

Kleine rotbroschierte Hefte werden verteilt, jene Soldaten, die zu lesen verstehen, erzählen den anderen den Inhalt. Und nun wissen alle, weshalb sie immer so viel Not gelitten, so arm und elend gewesen sind; Väterchen Zar war ihnen kein guter Vater und dann hat es noch einen Feind gegeben, der anscheinend alles verschuldet: die Autokratie. Was das eigentlich ist, wissen sie nicht, jedenfalls aber besteht das Ungeheuer nicht mehr und somit ist alles gut.

Da kommt plötzlich eines Tages ein Mann zum Regiment, er kommt aus der Hauptstadt und alle umdrängen ihn. Man sieht ihm an, daß er ein Herr, dennoch nennt er die Soldaten Brüder, reicht ihnen die Hand, verlangt keine Ehrenbezeugung. Und er hält eine lange und schöne Rede. Erklärt ihnen, das freie Rußland habe die Pflicht, auch den anderen Völkern die Freiheit zu bringen; darum müßten die Soldaten weiterkämpfen, die Deutschen von neuem angreifen.

Akim Ivanowitsch lauscht staunend den Worten des

Mannes; er vermag ihren Sinn nicht zu erfassen. Wenn sie frei sind, so kann man sie doch nicht mehr zwingen Krieg zu führen, und wenn sie die Deutschen töten, was nützt denen dann die ganze von den Russen gebrachte Freiheit?

Spät abends sitzt er mit gleichgesinnten Kameraden beisammen und berät.

»Wenn man wüßte, daß die Deutschen nicht auf uns schießen« — meint der eine — »so ließe man sich beim Angriff gefangen nehmen.«

»Ja,« — sagt ein zweiter — »aber die Deutschen wissen das nicht und glauben, wir kommen als Feinde. Wenn man es ihnen bloß sagen könnte!«

Akim Ivanowitsch schnellte vom Erdboden auf.

»Ich werde ihnen die Botschaft bringen. Wir wollen beim Angriff nicht schießen, sie sollen es auch nicht tun; wir ergeben uns. In wenigen Tagen ist es ohnehin Friede, dann lassen uns die Deutschen frei, und wir können heimgehen.«

»Ja, aber wenn Du zu ihren Gräben kriechst, so schießen sie auf Dich!«

»O, nein! Ich habe dort einen Freund, der wird es ihnen verbieten. Morgen, sowie es zu dämmern beginnt, gehe ich.«

* * *

Der graue Frühlingsmorgen bricht an; kalter Regen rieselt nieder, der Osten ist fahlgelb, ein eisiger Wind stöhnt durch die Luft.

Akim Ivanowitsch macht sich auf den Weg; gelangt ungesehen ganz nahe an die feindlichen Gräben. Und er hat Glück. Gerade ihm gegenüber erkennt er Jochem, seinen Freund. Nun ist alles gut. Langsam hebt er sich von der Erde, geht gerade aufgerichtet auf die Deutschen zu. Er vernimmt einen scharfen Ausruf, und sieht wie der deutsche Freund ihm Zeichen macht, er möge fliehen. Unbeirrt schreitet er weiter vor, er weiß, daß ihm nichts geschehen kann. Hat er einmal den Drahtverhau erreicht, so trägt seine Stimme weit genug, um mit den andern zu sprechen.

Da zeigt sich plötzlich hinter des Freundes Rücken eine hohe Gestalt. Ein Offizier; Akim Ivanowitsch kennt den Unterschied und hofft, der Freund würde nun seinem Vorgesetzten rasch alles erklären.

Der Offizier schreit: »Feuer!« Akim Ivanowitsch weiß, was dieses Wort bedeutet, dennoch geht er ruhig weiter, der Freund wird nicht schießen. Er tut es auch nicht, wendet hastig das Gesicht dem Offizier zu, scheint etwas zu sagen. Der Vorgesetzte macht eine ungeduldige Handbewegung: »Feuer!« Dann noch

einmal, drohend, lauter, schier brüllend: »Feuer!«

Jochem hebt die Flinte, Akim Ivanowitsch sieht, wie das Rohr schwankt. Er erschrickt gar nicht, weiß ja genau, daß ihm nichts geschehen wird.

Da noch einmal, knapp, kurz, unerbittlich: »Feuer!«

Akim Ivanowitsch sieht ein grelles Licht vor den Augen, fühlt einen stechenden Schmerz in der Brust, einen heißen, klebrigen Geschmack im Mund; dann wird es Nacht.

Er erwacht noch einmal, liegt innerhalb des Drahtverhaus und etwas Großes, Dunkles, beugt sich über ihn. Akim Ivanowitsch reißt die Augen auf, um besser sehen zu können, und er erkennt seinen Freund. Der ist totenblaß und große Tränen laufen ihm übers Gesicht.

Akim Ivanowitsch nimmt alle Kraft zusammen, er will seine Botschaft ausrichten, aber die Gedanken verwirren sich, laufen ihm fort, führen in seinem Gehirn einen tollen Tanz auf; bis sich endlich einer aus dem wirren Reigen löst: der Freund hat auf ihn geschossen! Und kaum hörbar bringt er ein einziges Wort hervor: »Warum?«

Er sieht, wie die breiten Schultern von Schluchzen geschüttelt werden. Der Ostpreuße würgt halb unverständliche Worte heraus, endlich dringt eines

derselben, ein wohlbekanntes, oft gehörtes Wort an des Russen Ohr: »Die Disziplin!«

Und nun begreift Akim Ivanowitsch. Der fremde Gott hat es befohlen und da mußte der Freund gehorchen. Dieser fremde Gott kennt kein Mitleid, keine Freundschaft, keine Brüderlichkeit. Und er ist sehr mächtig, das ganze große Volk im Westen ist ihm untertan. Aber er ist ein falscher Gott, ein ungläubiger Heidengott und müßte abgesetzt werden, wie man es mit Väterchen Zar getan. Er möchte dem Freunde dies erklären, ihm sagen, daß so lange dieser Gott herrscht, niemals Freiheit und Brüderlichkeit kommen könnte. Aber seine Zunge ist zu schwer und auch der Atem geht ihm aus.

Er hört noch einige unverständliche Worte, hört abermals den Namen des fremden Gottes, aber jetzt mit einem Zusatz, den er nicht versteht: »die verfluchte Disziplin!« und er neigt zum letzten Mal den Kopf vor dem Götzen des anderen, neigt ihn so tief, daß er ihn nie mehr hebt.

Table of Contents

[Der fremde Gott](#)